

Gugerli, David, 2009. Suchmaschinen. Die Welt als Datenbank. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, brosch. 118 S., 10 €, ISBN-13: 978-3-518-26019-7.

Was wir wissen, wissen wir durch Suchmaschinen. Was Google und andere nicht anzeigen, wird heute nicht wahrgenommen und existiert morgen ganz einfach nicht mehr. Und was sie findbar machen, ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Das Problem ist nicht mehr, Information zu erzeugen, sondern sie zu finden. Folgt man Joseph Weizenbaums Einschätzung, dass das Internet ein „riesiger Misthaufen“ ist, in dem Perlen versteckt sind, dann wird es zukünftig darauf ankommen, die richtigen Fragen stellen zu können. Schon weil Suchmaschinen das, was sie zu finden erlauben, unter die medialen Bedingungen semantikkreier *brute force*-Methoden und intransparenter *page ranking*-Verfahren stellen, ist dies jedoch kein einfaches Unterfangen. Von *dark internet*, *deep web* und all dem, was gar nicht online ist, einmal ganz zu schweigen. Suchmaschinen haben deshalb in den letzten Jahren vermehrt sowohl publizistisch-soziologische (etwa durch Machill und Beiles *Macht der Suchmaschinen* (2007) oder Alexander Halavis' *Search Engine Society* (2008)) als auch medienwissenschaftliche und kulturhistorische Aufmerksamkeit (Becker und Stalders *Deep Search* (2009)) erfahren.

Der kontraintuitive Charme von David Gugerlis Buch beruht darauf, gerade nicht die gegenwärtigen Suchmaschinen des WWW zu thematisieren, sondern historisch zurückzutreten – und zwar keinen großen, sondern einen kleinen Schritt in die 1960er und 1970er Jahre, der gerade dadurch umso effektvoller wird. Denn plötzlich erscheinen Robert Lembkes *Was bin ich?*, Eduard Zimmermanns *Aktenzeichen XY... ungelöst*, Horst Herolds Rasterfahndung und Edgar F. Codd's relationale Datenbanken als historisch vergleichbare Suchmaschinen je eigenen Zuschnitts. Diese zunächst disparat scheinende Auswahl historischer Beispiele dient Gugerli als Verfremdungseffekt, mit dem er die „gegenwärtige Selbstverständlichkeit“ digitaler Suchmaschinen relativiert, und ist zugleich historisch eingeschränkt auf die Entstehungszeit postmoderner Diagnosen der Unübersichtlichkeit. Was seine Beispiele zusammenhält, ist eine doppelte Wendung: Einerseits lässt sich die Existenz bestimmter Suchmaschinen als Antwort auf eine historisch jeweils akute gesellschaftliche Problemlage lesen. Andererseits aber gehört es zur Eigenlogik von Medientechnologien, dass sie unbestellte Fragemöglichkeiten produzieren, mit denen umzugehen man erst lernen muss. Um diese Balance zwischen „Technik in der Geschichte“ und „Geschichte der Technik“ im Sinne von Blumenberg halten zu können, abstrahiert Gugerli die Bedingungen von Suchmaschinen auf vier Charakteristika: Objektivierung, Adressierbarkeit, Programmierbarkeit und Simulation. Nur was sich quantitativ als ähnlich fassen lässt und was eine eindeutige Adresse besitzt, ist durch konsistente Verfahren auffindbar und in alternative oder experimentelle Beziehungen zu setzen.

Die vierköpfige Suchmaschine des „heiteren Beruferatens“ etwa erscheint als Selbstbild moderner bundesrepublikanischer Gesellschaft. Ihr bei der erfolgreichen Verfertigung von Suchanfragen zuzusehen vermittelte die Sicherheit, dass sich Personen an der Schwelle zwischen einer beginnenden Flexibilisierung von Humankapital und den gerade zurückliegenden Adresswechseln der Nachkriegszeit noch oder wieder über Berufe adressieren lassen. Demgegenüber ging es bei Eduard Zimmermann um das Problem, den Ort krimineller Devianz mit einer Adresse zu versehen. Die Datenbank, auf die dabei zurückgegriffen wurde, ist das Gedächtnis der Zuschauer als Kollektivspeicher. Die medialen Bedingungen der Suchmaschine schränkten dabei nicht nur die Zahl der behandelbaren Fälle auf diejenigen ein, zu denen bestimmte Suchanfragen gestellt werden konnten, sondern objektivierte das Verbrechen zugleich in einer Weise, die es auf eine persönliche Abweichung jenseits gesellschaftlicher Zusammenhänge reduzierte. Horst Herolds *Kybernetik der Polizei* hingegen verknüpfte Fakten mit Adressen, die dadurch als Daten für eine rechnergestützte Analyse kriminalgeographischer Muster zur Verfügung standen. Erst durch die Verknüpfung von Personen, Institutionen, Objekten und Sachen wurden die Suchanfragen der negativen Rasterfahndung möglich, die gerade die Merkmallosigkeit und damit etwa Terroristen aufzuspüren erlauben. Mit Edgar F. Codd's Konzept relationaler Datenbanken verschiebt sich der Fokus von der konkreten Suche nach Normalität, Devianz oder Mustern hin zur Generalisierung formaler Such- und Abfragesprachen (SQL) überhaupt. Mit der relationalen Algebra und ihren Tabellen sowie der Abkopplung der internen Repräsentation von der Abfrage der Daten wurden Datenbanken nicht nur für User im heutigen Sinn benutzbar, sondern veränderten sich auch die Bedingungen, unter denen rechnergestützte Suchprozeduren überhaupt ablaufen können. Durch ungeahnte Verknüpfungen wurde es möglich, Datenbanken hinsichtlich bislang unbekannter Zusammenhänge zu durchsuchen und eine Reorganisation des Managements komplexer Bürokratien einzuleiten, für die SAP wohl das berühmteste Beispiel ist.

Die inspirierende Vorlage, die Gugerli (oft in aphoristischer Kürze) gemacht hat und die es zu verwandeln gälte, besteht darin, die Rede von Projektkapitalismus oder flexiblen Menschen, von neuer Unübersichtlichkeit, von Informations-, Wissens- oder Kontrollgesellschaften auf ihre medien- und technikhistorischen Voraussetzungen zurückzudatieren. Und indem er zugleich auf jenen phantasmatischen Überschuss verweist, mit dem Rasterfahndung noch vor wenigen Jahrzehnten als Beitrag zur Fundamentaldemokratisierung im Sinne von Herold verstanden werden konnte, öffnet sich die historische Betrachtung wieder in die gegenwärtigen Versprechen oder Drohungen eines *semantic web*.

Claus Pias, Wien